

Nr. 38. Bromberg, den 15. Februar 1930.

Alexander Huene.

Ein Erdöl-Roman von Georg Urbat.

(2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Weiter wandern seine Blicke, schaffend und formend, über das tote Papier der Karten: Schlachtschiffe, Flotten durchfurchen den Ozean. Von seinem Öl getrieben. Denn Öl ist Weltmacht!

Ozeanriesen, friedliche Dampfer verbinden die Kontinente. Von seinem Öl geheizt und getrieben. Denn Öl ist Wirtschaftsmacht!

Und auf den Kontinenten rauchen Fabriken, wachsen Verkaufsstellen — ohne Zahl. Automobile rasen über die Straßen, von den Produkten seines Öls getrieben. Lampen leuchten, von den Produkten seines Öls gespeist.

Öl ist in der Welt unentbehrlich. Öl ist Geschäft. Öl bringt Gewinn, Macht und Gold . . .

Aber neben den Linien, welche die Phantasie dieses Mannes über die Meere, über die Kontinente zieht, sie sich verknoten läßt zu machtvollen Zentren der Wirtschaft und des Geldes, laufen andere — die Linien jener Leute, mit denen er Öl, Macht, Gewinn und Gold teilen muß.

Zwar erlöschen diese feindlichen Linien zuweilen, doch sie erscheinen von neuem — sie erstarken . . .

Und das macht die Züge John Hills wieder grämlich, unzufrieden.

Auf das englische Inselreich heften sich seine Blicke. London suchen sie. Ein spöttisches Lächeln überfliegt sein Gesicht. „Sie werden die Dummheit machen,“ sagt er leise.

Und von England fliegen seine Blicke wieder hinweg über den europäischen Kontinent. Nach der Grenze Asiens hinüber. Um den Kaukasus kreisen sie, bis tief hinunter zu den Tälern des Euphrat und Tigris. Denn dort liegt Öl. Viel Öl. Noch ungehoben. Dort liegt noch Zuwachs an Macht, Gewinn und Geld.

Die Hände John Hills verkrampfen sich, als wenn er sogleich greifen, fassen möchte, was dort an Macht, Gewinn und Geld noch ungehoben liegt — um sich wieder in Erschlaffung zu entkrallen.

Denn das, was dort liegt, gehoben und noch ungehoben, darauf hat sich die Hand Londons gelegt. Auch die Hand Moskaus. — Und wenn London und Moskau sich dort einigen, sind sie stärker als er. — Und das darf nicht geschehen. Brechen muß London mit Moskau. Und dann wird er seine Hand darauf legen. Auf das ungehobene Öl. Auf den Zuwachs an Macht, Gewinn und Geld . . .

Ein verschmitztes, spöttisches Lächeln huscht wieder über seine Züge, und aus den kühlen, grauen Augen schaut die List.

Den Knopf der Klingel drückt er wieder.

„Ist Mister Brown fertig, Parker?“ ruft er fragend dem eintretenden Sekretär zu. „Ich erwarte ihn!“

*

Das Telephon schrillt. Ärgerlich über die Störung faßt John Hill nach dem Hörer. Über sein Gesicht zieht ein freundlicher Schein. „Also, meine Tochter wünscht mich noch zu sprechen. Allright! Verbinden Sie mich, Parker.“

„. . . du, Maud? Doch, du hast mich noch erreicht. Ich war im Begriff aufzubrechen. Ob ich schon weiß, wie lange meine Reise in die Südsee sich ausdehnen wird? Oh, my dear, gönne deinem alten Vater einmal unbeschränkte Ferien. Langweilig wirst du es haben?! Oh . . . Und nach Europa willst du auf einmal?! Soeben hast du dich entschlossen?! An die Riviera?! Ausgezeichnete Idee! Und Frau Williams wird dich begleiten?! Sehr gut. Und morgen schon?! Allright!

„Wie, wie . . .?! Nach dem alten Mann hast du noch suchen lassen, den du beinahe überfahren hast und der mir so furchtbar ähnlich sah?! Und nicht gefunden?! Oh . . .?!“ Ein verschmitztes, spitzbübisches, fast übermütiges Lächeln schoß über das Gesicht John Hills.

„Gute Reise. . . . thanks! Good bye . . . good bye!“

Sehr zufrieden stellt John Hill den Apparat wieder auf den Tisch. Da tritt es aus der Tür des Vorzimmers: Welch ein Spiel der Natur! Ein zweiter John Hill. Ihm gleich bis auf das Farbenspiel der grauen Iris in den Augen. Das gleiche, faltige, etwas hagere Gesicht. Die gleichen blutleeren, dünnen Lippen. Der gleiche schmale Kopf unter gelichtetem grauen Haar. Nur der Gang ist unsicher, wie in beklommener Ängstlichkeit. Und den grauen Augen fehlt die kühle, vordenkende, beherrschende Kraft, welche den Mann dort hinter dem Schreibtisch auszeichnet und ihm eine Welt untertan macht.

Und nun sagt der hinter dem Schreibtisch ruhig und klar, als gelte es die letzte Erläuterung eines bereits gegebenen Befehls:

„Also, Mister Brown, von dieser Minute ab sind Sie wieder John Hill, der Präsident der „Newyork Oil-Company“. Das Auto steht bereit. Es wird sie zum Sonderzug bringen. In vier Tagen steigen Sie in San Franzisko auf meine Yacht, und dann kreuzen Sie nach Herzenslust auf dem Ozean herum. Sprechen Sie wenig. Trinken Sie so viel Sie wollen. Will man Ihnen mit Geschäften kommen, so sagen Sie alle zum Teufel. Ihr Sekretär wird Ihnen helfen. Aber der Presse und den Photographen zeigen Sie sich. Sonst aber halten Sie um des Teufels Willen den Mund, Mann! Das Sprechen wird für Sie der Sekretär besorgen. Reden Sie aber nur eine Minute lang Unsinn, dann sind Sie in einer Woche wieder der alte Schauspieler auf Abbruch in dem kleinen Vorstadttheater, von wo ich Sie hergeholt habe . . .“

Hochrot liegt die Erregung auf dem Gesicht des alten Komödianten, den, wie es scheint, eine Laune des Ölgewaltigen vor dem Hunger retten wollte. Und aus den matten Augen sprüht schon die Lust, Millionen von Dollars würdig zu repräsentieren. Tief verbeugte er sich.

„Und Sie, Kirk,“ wendet sich John Hill an den jungen Menschen mit auffallend intelligenten Zügen, der mit dem alten Schauspieler zusammen in das Zimmer gekommen ist, „. . . Sie, Kirk, haben ja bereits Ihre Vorschriften.

Jetzt sorgen Sie dafür, daß Brown recht sichtbar und würdig aus dem Hause kommt."

Griesgrämig, nahezu wie Neid liegt es wieder auf den Zügen John Hills, als die Tür sich hinter dem alten Schauspieler und seinem jungen Begleiter schließt. Wie Neid darüber, daß sein Doppelgänger hinausfahren kann, sorglos, in die weite Welt — und er, John Hill, seinen angesponnenen Plänen nachgehen muß.

Dann aber geht die Freude an seiner List wieder in ihm hoch. „Halloh, Parker," ruft er seinem Sekretär zu, „geben Sie mir meine Maskierung. Es muß doch interessant sein, mitanzuschauen, wie ein Ölkönig auf Reisen geht."

In seinen alten, schäbigen Mantel schlüpft er Den abgetragenen Hut zieht er tief in das Gesicht. Durch einen verborgenen Seitengang gewinnt er die großen breiten Korridore, und durch das ameisenhafte Gewimmel seiner ungezählten Angestellten schiebt sich John Hill unerkannt den hinteren, für das Personal bestimmten Ausgängen seines Wolkenkratzers zu.

III.

Es war durchgesickert, daß John Hill, der Ölmagnat, den sonst selten ein gewöhnlicher Sterblicher zu Gesicht bekam und der oft auch mit bedeutenden Geschäftspartnern nur durch den Mund seiner Sekretäre verkehrte, heute zu der und der Stunde seine große Reise in die Südsee antreten würde.

John Hill konnte mit dem diplomatischen Geschick, mit dem sein Sekretär Parker diese Nachricht hatte durchsickern lassen, zufrieden sein.

Vor dem marmornen Portal des Wolkenkratzers der „Newyork Oil-Company" drängt sich ein beträchtliches Häuflein, Männlein und Weiblein, Reporter der Feder, Reporter der photographischen Kamera, Reporter mit eiligst aufgebauten Aufnahmeapparaten für den Film. Alle bereit, John Hill in wenigen Minuten zu interviewen, zu photographieren und zu filmen.

John Hill lächelt sein verschmitztestes Lächeln, als er unerkannt in seinem alten Mantel um die Ecke biegt und die Ansammlung vor sich sieht. Und da tritt es auch aus dem Portal: würdig — gemessen. Angezogen mit der soliden Eleganz des großen Newyorker Geschäftsherrn: Brown, das täuschende Ebenbild John Hills.

Kurze, eingelernte Wortfetzen wirft er den ihn umdrängenden, ihn ausfragen wollenden Journalisten zu. Von einigen erläuternden Sätzen des Sekretärs ergänzt. Eifrig kritzeln die Federn in die Notizbücher. Klappend wechseln sich die Platten in den photographischen Apparaten aus. Langsam drehen die Kinoleute an ihren Aufnahmeapparaten.

Da plagt es John Hill. Auf einen jungen, eifrig kritzelnden Journalisten mit Harald-Lloyd-Brille tritt er zu: „Sagen Sie, bitte, junger Mann, was ist das für ein Gentleman, um den ihr soviel Geräusch macht?"

Ärgerlich wendet sich das junge Gesicht, mustert schnell den demütig fragenden alten Mann, seinen abgetragenen Mantel, seinen schäbigen Hut. „Alter Mann" ,sagt er dann lächelnd „das ist John Hill, der schlaueste Teufel, den je die Hölle auf die Erde gelassen hat . . ."

Grämlich fährt es über das Gesicht John Hills. Der junge Journalist aber lacht. Und auf die Hände weisend, die der alte Schauspieler, der falsche John Hill, lässig in die Taschen seines Mantels vergraben hält, sagt er wieder: „Sie dürfen einem historischen Moment beiwohnen, alter Mann. Denn sehen Sie, das ist das erste Mal, daß man John Hill mit seinen Händen in den eigenen Taschen sehen kann . . ."

Als der junge Journalist sich lachend umschaut, ist der alte Mann neben ihm verschwunden.

In eine Nische an der Ecke seines Wolkenkratzers gelehnt, steht dann John Hill. Sein Buick rollt vorbei — mit Brown, seinem Ebenbild. Zwei kleine Autos folgten ihm unauffällig. John Hill lächelt: seine Detektive, seine Leibgarde.

Aber noch andere Wagen lösen sich unauffällig aus der Menge der parkenden Autos neben der grünenden Gartenanlage inmitten des Broadway. Und nun lacht John Hill in unverhohlenem Spott. Denn er weiß, wen diese Autos bergen. Auch Detektive. Aber die seiner geschäftlichen Gegner. Überzeugen sollen sich diese Herren, ob John Hill wirklich in den Zug steigt. Und auf jeder Haltestelle werden sie sich überzeugen müssen, ob noch John Hill im Zuge ist. Bis John Hill in San Franzisko an Bord seiner Yacht geht.

Und dann — das spöttische Lachen John Hills wird noch tiefer — dann wird das Pressebureau dort oben in seinem Wolkenkratzer wunderhübsche Berichte ausgeben, wo sich John Hill gerade befindet, und wie es ihm geht.

Und weiter den Broadway hinauf schiebt sich John Hill in seiner Rolle als Harun-al-Raschid, in der er nun so sicher geworden. Keiner würde in dem so lässig gekleideten Mann den Besitzer von Millionen, den Beherrscher eines weltumspannenden Trustes vermuten. In die Wallstreet biegt er ein. Vorbei an den Turmhäusern, in denen die Mächtigen der Finanzwelt ihre dollargewaltigen Entscheidungen treffen, vor denen Europa sich tief beugt. Spöttisch lächelt wieder John Hill. Früher brauchte er sie. Jetzt fürchten sie seine Macht.

Ein Summen, ein Brausen aus vielen erregten Stimmen stört ihn aus seinem Sinnen. Er steht vor der Börse. Niedrig, unscheinbar fügt sich der säulengeschmückte Bau zwischen die himmelstürmenden Wolkenkratzer. Und doch horcht die ganze Welt krampfhaft auf den Pulsschlag des Lebens in diesem Bau.

Schwarz von Menschen ist die Straße vor der Börse. Alles jene kleinen Makler, die das Vermögen nicht erschwingen können, das ein Sitz in der Börse kostet. Erregung durchpeitscht den Menschenschwarm, wie die Wucht eines einsetzenden Orkans. Und der geübte Blick John Hills merkt sofort, daß hier etwas Besonderes vor sich geht.

Einem jungen Makler, der, flink wie ein Wiesel, halblaut rufend, dann wieder mit diesem und jenem eifrig flüsternd, sich durch die Menge windet, tippt er auf die Schulter: „Was geht hier vor, junger Mann?"

Ein wütender, verärgerter, geringschätziger Blick trifft John Hill: „Was geht es Sie an, alter Mann, wenn die Shares der New York Oil-Company der Teufel holt und der alte Satan John Hill selbst ausgekniffen ist wie ein Schaf vorm Wolf . . ."

Ein Erschrecken, ein Stutzen geht über die Züge John Hills. Eine solche überrumpelnde Schnelligkeit hat er doch seinen Gegnern nicht zugetraut. Mehr wie smart haben sie die Tatsache seiner Abreise ausgenutzt. Und überall unter diesen erregten Menschen hört er es halblaut flüstern und rufen: „New York Oil — New York Oil . . . Wer kauft? Ich verkaufe . . ., ich verkaufe . . ."

Und dann flüstert er wieder: „Der Alte hat es aufgegeben. Aber die von New Jersey oder die in London oder die in Amsterdam, die werden es machen . . . Newyork Oil ist knock ut . . ."

Das verschmitzte, spöttische Lächeln huscht wieder über das Gesicht John Hills. Zu dem jungen Makler, den er zuerst angesprochen, wendet er sich wieder: „Kaufen Sie, junger Mann, kaufen Sie Newyork Oil-Shares. Und nach einer halben Stunde verkaufen Sie wieder. Und dies hier verkaufen Sie dann für mich mit . . . Sie heißen?"

„Charles Jeffries . . ."

Auf den Notizblock des Maklers schreibt John Hill den Auftrag, einen bestimmten Posten Newyork Oil-Anteile zum vereinbarten Kurse durch Charles Jeffries zu verkaufen.

Entgeistert starrt der kleine Makler auf die ungeheure Höhe der Summe, auf den Wert des Geschäfts für ihn, das ihm aus der Summe feurig in die Augen züngelt. Er reibt sich die Augen. Dann, sich genarrt, gefoppt fühlend, faucht er John Hill an: „Wenn Sie einen Narren suchen, alter Mann, dann suchen Sie einen anderen. Es stehen hier genug davon herum."

„Allright!" ist die Antwort John Hills. „Es wird sich auch ein anderer heute gern ein Bungalow verdienen wollen . . ."

(Fortsetzung folgt)

Tanzduelle in der Wildnis.

Wie Eskimos und Indianer um ihre Mädchen kämpfen.

Von M. A. v. Lütgendorff.

Die Freude am Tanz lebt in allen Naturvölkern und hat von jeher in ihnen gelebt. Allein die Tänze und Tanzbräuche sind so mannigfaltig und so verschieden von einander, wie es die Völker sind, die sie tanzen, denn wo der Naturmensch tanzt, da kennzeichnet sein Tanz in Bewegung und Bild urtümlichste völkische Eigenart. Die grönländischen Eskimos führen innerhalb des engen Zeltes nur ihr „Stehtänze" aus, bei denen sie sich nicht von der Stelle rühren und nur Arme und Beine bewegen. Ein Tanz in unserem Wortsinn ist der Stehtanz also keinesfalls, aber die Eskimos tanzen ihn gern und entwickeln dabei, obgleich sie an ein und derselben Stelle stehen bleiben, oft eine überaus lebhafte Beweglichkeit. Ähnlich, aber wenn möglich noch einfacher, sind die Stehtänze einiger Eskimostämme im nördlichsten Amerika, jener Menschen, die noch heute wie die Eiszeitmenschen leben, von denen viele noch kein Zündholz und keine Feuerwaffe kennen. Auch sie tanzen stehend, nur mit Arm- und Oberkörperbewegungen, während die Füße unbeweglich bleiben. Dabei werden die Tänze aber schließlich so ausgelassen, daß der Stehtanz, so einfach seine Bewegungen auch sind, doch ganz lebhaft wirkt.

Daß die Eskimos alles eher als schwerfällig sind, zeigen sie auch in ihren „Duelltänzen", die besonders in Ostgrönland viel getanzt werden. Wenn zwei Männer miteinander in Streit geraten oder sich etwa als Nebenbuhler um ein Mädchen bewerben, dann kommt es oft zu einem Duell, aber zu keinem blutigen Zweikampf, sondern zu einem Tanzduell. Es besteht darin, daß beide Männer tanzend Streit- und Spottgesänge gegen einander singen, wobei jeder bestrebt ist, den Gegner so lächerlich wie möglich hinzustellen. Wem es gelingt, die Zuschauer am meisten zum Lachen und damit auf seine Seite zu bringen, der führt als Sieger die Braut heim, sofern sie der Siegespreis war. Den Sieg beim Tanzduell zu erringen, ist aber immerhin keine leichte Sache, denn außer der Gewandtheit im Tanzen verlangt der Brauch, daß die Spottlieder treffsicher und humorvoll sind und daß der Streitende seinem Gegner auch immer gleich geistesgegenwärtig zu antworten versteht.

Der winterliche Aufenthalt in der raumbeschränkten Jurte hat ferner bei den als Nomaden lebenden Lamuten in Kamtschatka als Nationaltanz einen Stehtanz, den „Norgali", geschaffen. Sten Bergman, der schwedische Forscher, der kürzlich das eisige, menschenarme Land bereiste, beschreibt den Norgali so: „Männer und Frauen stellen sich wie zu einem Reigen um das Feuer auf und bleiben auf einem Fleck stehen, um unaufhörlich einen tierischen, fauchenden Laut gegen einander auszustoßen, wobei sie abwechselnd die Augen zudrücken und Grimassen schneiden." Ein besonders schöner Anblick ist der Norgali also keinesfalls, aber eigenartig ist er und seltsam anzuschauen. Und dazu kommt das Wunderliche: wie es die Tänzer anstellen, sich so lange anzufauchen, ohne stockheiser zu werden.

Der Brauch, sich ein Mädchen im Tanzduell zu erobern, findet sich nicht nur bei den grönländischen Eskimos, sondern auch, wenngleich in anderer Form, in einem Lande, das von dem kalten, fernen „Grünland" durch ein Weltmeer getrennt ist. Mitten in Panama, im südlichen Chiriqui, beobachtete Professor Lutz auf seiner letzten Reise, also noch vor wenigen Jahren, diesen sonderbaren Tanz bei den Guayni-Indianern. Mit einem Kopfputz aus Federn geschmückt, das Gesicht mit einer Tanzmaske verhüllt und mit einem Stocke in der Hand stellen sich die Tänzer in zwei Reihen einander gegenüber auf. Dann heben sie den Stock hoch in die Höhe, schwingen sich auf einem Bein und laden einen Gegner zum Kampfe ein. Der findet sich denn auch schnell genug, und nun beginnt ein grausamer „Tanz", denn jeder sucht mit seinem Stock den Fußknöchel seines Gegners zu treffen, um ihn kampfunfähig zu machen. Zudem steht hinter jedem Tänzer ein Mädchen, das ihn unablässig aufreizt und anfeuert, und so wird der Kampf immer wilder und blutiger, bis endlich einer der beiden Tänzer — oft mit einer tödlichen Verwundung — sich ergeben muß, worauf dann dem Sieger das Mädchen zufällt, das eigentlich dem Unterliegenden bestimmt war. Die Indianer nennen diesen Duelltanz „Balseria", weil die Stöcke, mit denen sie sich bekämpfen, aus dem Holz des Balsastrauches bestehen. Aber der Sinn, der in dem Tanze liegt oder vielmehr ursprünglich lag, ist noch heute wenig geklärt.

Besteht der Ehrgeiz des Guayni-Indianers darin, sich ein Mädchen im Tanzduell zu erkämpfen, so suchen die jungen Negermädchen in Omdurman am weißen Nil — gegenüber der Stadt Khartum — sich ihren Zukünftigen durch einen Tanz zu erobern. Auch dieser Tanz bietet einen Anblick, der an Eigenart nichts zu wünschen übrig läßt. „Die Tänzerin beugt den Kopf zurück", erzählt Hugo Bernatzik, der, als er den Sudan durchzog, diesen Tanz sah, „bis sie mit dem Gesicht in den Himmel sieht, dreht die Arme so weit wie möglich nach außen und rückwärts und stampft im Takt mit angezogenen Knien im Kreise herum." Unter eigentümlichen Verrenkungen des Kopfes führt sie den Tanz weiter, während dazu in scharfem Rhythmus das Tamtam geschlagen wird, bis sie schließlich vor ihrem Auserwählten halb in die Knie bricht. Als Zeichen seines Wohlgefallens und der Befriedigung über ihre Leistung schwingt der beglückte Negerjüngling nun eine Peitsche über sie hin, und damit ist der Tanz zu Ende. Die Negerschöne hat ihren Zweck erreicht und sich den Mann ertanzt, den sie sich wünschte.

Mitten in den Urwäldern, welche die Ufer des Amazonas säumen und die zu einem großen Teil noch heute gänzlich unerforscht sind, leben nahe dem oberen Tapajóz-Flusse die Apiacás-Indianer. Man kennt nur wenige ihrer Bräuche, weil diese Indianer den Weißen noch immer scheuen und vor ihm fliehen, wo sie ihn sehen, aber ihre Mondtänze hat man dennoch beobachtet, diese wunderlichen nächtlichen Tänze, bei denen die Tänzer ihren eigenen Schatten mit Speeren durchbohren. Was sie durch diese leidenschaftlichen Tänze ausdrücken wollen, weiß man nicht. Nur so viel ist bekannt, daß die Apiacás-Indianer den Mond für einen bösen Geist halten, der Unheil bringt, wohin sein Licht fällt.

In das Leben des Naturmenschen spielen alle Umwelteinflüsse mit hinein. Er lebt in der Natur, ist ein Stück von ihr, nicht viel anders als die Tiere, die ihn umgeben. Und so hat er denn auch Freude daran, ein Tier zu „tanzen", das er gut kennt. Solche Tiertänze — sie sind vielleicht die eigenartigsten aller urständigen Volkstänze — kennen die Naturvölker der ganzen Erde; immer in dem gleichen Bestreben, das Tier, das sie tanzend darstellen, so naturgetreu wie möglich nachzuahmen. Wenn die nordamerikanischen Eskimos ihre Wolfstänze tanzen, so bewegen sie sich dabei wie ein Wolf, der hungrig nach Beute sucht, bis er sie endlich aufspürt und überfällt. Der Feuerländer tanzt, während er dazu grunzt, sich windet und sich kratzt, überaus naturwahr den Seehundstanz, die Sudan-Negerin ihren Turteltaubentanz; der Eingeborene der Mentawei-Inseln führt seinen Reihertanz und der Hottentotte seinen Bienentanz aus, wobei er wie eine Biene summt, oder — auf den Händen laufend — den Paviantanz.

Die nordbrasilianischen Indianer, die Koch-Grünberg besuchte, erfreuen sich am Schweinetanz, dessen Teilnehmer eine Herde grunzender Wildschweine nachahmen. Im Fischtanz suchen sie sich gleich schwimmenden Fischen zu bewegen, und beim „Tanz aller Vierfüßler" oder dem „Tanz aller Vögel" benehmen sie sich wieder in der Art dieser Tiere. An sich bieten alle diese Tänze, werden sie nun vom Eskimo im engen Zelt oder vom Indianer im Urwald oder vom Sudanneger auf der von der Sonne verbrannten Grassteppe ausgeführt, gewiß einen eigenartigen Anblick, aber nur selten bieten sie ein wirklich häßliches Bild. Denn das vermeiden alle diese Naturmenschen schon dadurch, daß sie treffliche Tierbeobachter sind und daher die „getanzten" Tiere ungemein naturgetreu nachahmen, gleichzeitig aber auch fast immer mit einer gewissen urwüchsigen Grazie tanzen. Selbst die Bärentänze der Ostjaken, jener heute noch halbwilden Nomaden Sibiriens, wirken, wenngleich die Tänze die schwerfälligen Schritte und Gliederbewegungen spielender Bären nachmachen, nicht reizlos oder wild, sondern gerade wegen ihrer Naturwahrheit fesselnd.

Ein übereilter Schuß.

Skizze von Herbert Schmitt-Carlén.

Die braunen Ruderer legten sich kräftiger in die Riemen, und mit vermehrter Geschwindigkeit schoß das schwere Boot durch die Wellen. Im Nordosten erhob sich eine dunkle Wolkenwand über dem Horizont. Boutin betrachtete sie besorgt. In wenigen Stunden würde ein Unwetter losbrechen, von einer Heftigkeit, wie man sie nur hier, nicht weit vom Äquator, kennt, und vorher mußte der schützende Hafen erreicht sein. Mit rauhem Zuruf spornte er die sechs Melanesier zu noch größerem Eifer an.

Die Sonne braunte heiß. Boutin legte sich in seinen Sitz zurück und begann zu träumen. Es war doch ein elendes Dasein, das er hier führen mußte. Da saß er jetzt seit fünf Jahren auf Tariare, der entlegenen Südseeinsel, allein, ohne kaum je einen Menschen zu Gesicht zu bekommen; denn die melanesischen Arbeiter verdienten diese Bezeichnung doch nicht. Nur vier Mal im Jahre brachte ihn das Boot nach Malekula, wo er seine Kopra absetzen konnte, die der alle drei Monate auftauchende Dampfer der „Inter-Island-Steamship-Cy." dann sammelte und nach Sidney brachte. Und warum das alles? Nur weil das Schwurgericht sich damals — Jahre zuvor — durch die von dem Kriminalkommissar Carrot zusammengetragenen Beweise überzeugen ließ und ihn wegen Totschlags zu zehn Jahren Gefängnis verurteilte. Und dabei war er doch in der Tat völlig unschuldig gewesen. Aber die Indizien sprachen zu stark gegen ihn, eine Verkettung unglücklicher Umstände hatte es ihm unmöglich gemacht, sie zu widerlegen. So wurde er eingesperrt, bis nach vier langen Monaten ein glücklicher Zufall die Flucht ermöglichte. Er war in die Südsee gegangen und auf Tariare gelandet, wo er nun auch wohl seine Tage beschließen würde. Denn nach Frankreich konnte er nicht zurück. Drohend stand ihm das Gefängnis vor Augen, dessen Mauern sich sofort wieder hinter ihm schließen würden, sobald er den Fuß auf heimatlichen Boden setzte. Und wie gern wäre er nach Paris zurückgekehrt, allein schon um an diesem Carrot Rache zu nehmen. Wie er den Kerl haßte! Zum Greifen deutlich sah er ihn vor sich, mit dem hämischen Lächeln um die schmalen Lippen ...

Ein lauter Zuruf seiner Ruderer weckte Boutin aus seinen Träumen. Aus den Wellen erhoben sich dunkelblaue Berge, bald sah man schlanke Kokospalmen sich im Winde wiegen, das Boot war vor Malekula angelangt. Schnell machten die Braunen das Fahrzeug am Kai fest und begannen mit dem Ausladen, während ihr Herr sich in das unweit des Hafens gelegene Pioneer-Hotel begab, um dort in der Bar durch einen kühlen Trunk die erschlafften Lebensgeister zu ermuntern. Belebend rann das gut gepflegte Bier durch die ausgedörrte Kehle, ein zweites Glas folgte, und jetzt sah Boutin sich in dem Raume um.

Im Hintergrunde saßen um einen Tisch einige Kaufleute und Pflanzer, die er von seinen früheren Besuchen in Malekula kannte. Sie winkten ihm zu, und er wollte sich gerade zu ihnen begeben, als er plötzlich stutzte. Täuschten ihn seine Sinne? Der Mann, der dort allein am Tisch gesessen hatte und jetzt mit einem, wie es Boutin schien, hämischen Lächeln auf ihn zu schritt, das war doch Carrot?

Blitzschnell jagten die Gedanken durch Boutins Hirn. Carrot hier: das konnte nur bedeuten, daß der Kommissar ihn sogar an diesem Ende der Welt aufgespürt hatte und nun gekommen war, ihn wieder nach Frankreich ins Gefängnis zurück zu bringen. Vor den Augen des Gehetzten tauchten die düsteren Umrisse der Strafanstalt auf. Ihn schauderte, wenn er daran dachte, daß er dort für lange Jahre eingeschlossen leben sollte. Tariare mit seiner Einsamkeit, mit den braunen Arbeitern als einzigen Genossen erschien ihm plötzlich als ein Paradies, aus dem er vertrieben werden sollte.

Und nur wegen dieses Carrot! Der tiefe Haß, den er jahrelang gegen seinen Feind gehegt, flammte plötzlich heiß auf, und als der Kommissar jetzt vor ihm stand und, die Hand ausstreckend, eben die Lippen öffnen wollte, riß Boutin den Revolver aus der Hüftentasche und drückte auf den anderen ab. Mit wilder Genugtuung sah er den Feind zu Boden sinken.

Helle Aufregung entstand in der Bar, als der Schuß knallte. Alles umringte den Schützen und sein Opfer, und schon waren auch zwei Polizisten zur Stelle. Ohne Widerstand zu leisten, ließ Boutin sich den Revolver abnehmen und verhaften. Starren Auges blickte er auf Carrot. Der Sterbende öffnete noch einmal die Augen, und mühsam entrangen sich einige Worte den erblassenden Lippen: „Boutin... Ich wollte Ihnen nichts tun ... bin schon lange nicht mehr ... bei der Polizei ... Aber ich ... hätte Ihnen sagen können ... daß ... Ihre Unschuld sich inzwischen ... herausgestellt hat. Nun aber ... nach diesem ... kann nichts mehr Sie vor dem Gefängnis ... retten ..."

Erschöpft hielt der Todgeweihte inne, seine Augen brachen, Carrot hatte geendet.

Einer der Polizisten faßte den Pflanzer am Arm. „Das war vorschnell gehandelt, Boutin. Doch nun kommen Sie mit! Für Sie gibt es hier nichts mehr zu suchen."




Bunte Chronik

* **Grauhaarige Mannequins gesucht.** Ein Mannequin muß, wie bekannt, jung und schlank sein. Was die Haarfarbe betrifft, so wird je nach der Mode entweder blond oder schwarz verlangt. Ehrwürdige grauhaarige Damen, — müßte man denken, eignen sich keineswegs zum Beruf eines Mannequins. Diese Anschauung ist jedoch irrig. Denn in London besteht zurzeit große Nachfrage nach Mannequins mit grauen Haaren im Alter zwischen 50 und 60 Jahren, Größe 44! Die Sache ist nämlich die, daß englische Aristokratinnen vom Lande einmal im Jahre nach London kommen, um sich dort einzukleiden. Diese gesinnungstüchtigen Damen wollen selbstverständlich keine „Flappers", leichtsinnig aussehende junge Mädchen mit Bubenkopf und geschminkten Lippen, sehen. Es würde ihnen nicht einfallen, ein Kleid, das so ein leichtfertiges Ding anhat, zu erwerben. Sie wollen solide Ladies, wie sie es selbst sind, in „anständigen" Kleidern bewundern. Und zwar solche, die ihre Toiletten mit Anstand tragen, also ungefähr das, was man in einer verflossenen Zeit als „grande Dame" bezeichnete. Es ist aber, so merkwürdig es auch klingt, nicht leicht, die passenden Exemplar auf diesem Gebiet zu finden. Große Modehäuser zahlen für eine Arbeitszeit von vier Stunden pro Tag 8 Pfund die Woche (über 300 Złoty), was man als ganz annehmbaren Lohn bezeichnen kann.

* **122jähriger heiratet 119jährige.** In Brasilien hat ein 122jähriger Mann namens José Pacifico sich wieder verheiratet. Seine Frau ist drei Jahre jünger als er selbst.

* **Die Papageien kommen ins Gefängnis.** Die Furcht vor der Psitacosis, der „Papageienkrankheit", beherrscht heute die Welt. Deutschland verbot die Einfuhr der munteren Vögel. In Argentinien wurden sie sogar restlos abgeschlachtet. Die praktischen Engländer und Amerikaner machen nicht so viele Umstände und geben den verdächtigen Tieren einfach die Freiheit wieder. Im Newyorker Zentral-Park wimmelt es seit einiger Zeit vo Papageien, die dort in gedankenloser Grausamkeit ihrem Schicksal überlassen wurden. Deren bisherige Besitzer brachten es nicht übers Herz, ihre alten Lieblinge durch Messer oder Gift umzubringen. In der Winterkälte müssen nun die aus einem warmen Klima stamenden Tiere elend umkommen. Diesen bedauernswerten Geschöpfen ist aber von einer Seite Hilfe geworden, von der man es wohl am wenigsten erwartet hätte. Nicht der Tierschutzverein von Newyork, dessen Sache es ja in erster Linie gewesen wäre, sondern die Verwaltung von Sing-Sing, der bekannten Strafanstalt, hat sich ihrer angenommen. Deren Insassen glaubten nicht so recht an die Gefährlichkeit der Papageienkrankheit, und sie haben nun gebeten, ihnen die Vögel, von denen ihre Besitzer sich trennen wollen, zu überlassen. Die Leitung der Anstalt gab ihre Einwilligung, und so dürfte mancher schon zum Tode verurteilte Papagei zu lebenslänglichem Aufenthalt in Sing-Sing „begnadigt" werden.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.